

# ÜBER DEN RAND HINAUS

## Essay. Auszüge

von Richard Swartz (Stockholm/Wien/Sovinjak)

publiziert in Kooperation mit dem  
Projekt *Verbotene Worte*

Veröffentlichung mit freundlicher  
Genehmigung des Wieser-Verlags:  
Swartz, Richard: Über den Rand hin-  
aus. Essay. Aus d. Schwed. v. Hedwig  
M. Binder. Klagenfurt, Wien et al.:  
Wieser 2007.

### I.

Das Dorf in Istrien, in dem ich einen Großteil des Jahres wohne, liegt auf einem Berggrücken, und zwar zweihundertdreundneunzig (293) Meter über dem Meeresspiegel, eine Angabe, die so wichtig ist, dass sie auf einer an der Kirchenmauer angeschlagenen Steintafel steht.

Diese Tafel ist das heraldische Schild des Dorfes. Das Meer kennen die Menschen hier weder als Traum noch als Sehnsucht, sondern nur als etwas, das sie, im Verein mit Metern, ihre Position im Verhältnis zu allen anderen bestimmen lässt; dass das Meer trotzdem nicht weit weg ist, verrät einzig und allein die insulare Selbstgenügsamkeit dieser Menschen, wie man sie ansonsten nur auf den Inseln der Adria antrifft, aber auch in Städten entlang der Küste wie Venedig, Split oder Dubrovnik. Die Steintafel an der Kirche verkündet, dass wir uns auf einem völlig anderen Niveau befinden als die Dörfer in den unter uns liegenden Tälern und – das braucht gar nicht schriftlich dargelegt zu werden – dass jemand, der eine solche Höhe erreicht hat, sich ungern tiefer begibt, als er gewohnt ist.

Wer den Gipfel erreicht hat, möchte dort bleiben. Die ortsansässigen Dorfbewohner genauso arm und elend dran wie die meisten anderen im Innern Istriens, sprechen gern schlecht über jene, die weiter unten leben. Aus ihren Tälern müssen diese Menschen jeden Sonntag zum Gottesdienst zu uns heraufkommen. Sie haben keine eigenen Kirchen in ihren Talgründen, und auf einer Höhe nimmt sich eine Kirche eben doch am besten aus. Früher sind sie zu Fuß gekommen, heute kommen sie mit dem Auto. Schwarz gekleidet wie eh und je. Die Männer sind heutzutage aber nur noch Chauffeure; während die Frauen in die Kirche gehen, steuern die Männer schnurstracks das Wirtshaus an. Dort bleiben sie den gesamten Gottesdienst über bei ihrem Glas sitzen, und diese Arbeitsteilung zwischen Wirtshaus und Kirche zeigt, dass sich der uralte Streit zwischen Fleisch und Seele, zwischen weltlich und geistlich, allmählich zugunsten der Welt entscheidet. Aber zweihundertdreundneunzig Meter sind und bleiben zweihundertdreundneunzig Meter, und bevor die Frauen unsere Kirche betreten, werden sie von der Steintafel links vom Kirchenportal daran erinnert, was hier im Leben nicht zu ändern ist.

Der Friedhof liegt genau im Westen, und von nirgends im Dorf ist der Sonnenuntergang so schön wie von der Friedhofsmauer aus, wo die Sonne oft als feuerroter Ball am Horizont hinter den Zypressen versinkt. Früher war an dieser Stelle eine Befestigung mit Aussicht über verschiedene darunter liegende Täler, und obwohl das bald mehr als tausend Jahre her ist, wird der Friedhof im Dorf noch immer Kastell (auf Slawisch *kaštel*, auf Italienisch *castello*) genannt. Die Kelten waren als Erste hier. Manchmal habe ich jedoch das Gefühl, Kelten sei nur der Name für unsere geballte Unkenntnis der dunklen Vorgeschichte, für alles, wovon wir nicht die geringste Ahnung haben oder was sich nicht erklären lässt, selbst wenn die Historiker sagen, all das sei wirklich wahr: Unser Friedhof sei auf den Ruinen einer keltischen Fliehburg errichtet, und auch der Name des Dorfes, Sovinjak, sei keltischen Ursprungs. Nichts davon interessiert indes das Dorf.

Alle Wissenschaft und Kenntnis, die über den gesunden Menschenverstand hinausgeht, gilt als überflüssig. Das Dorf hält sich an die Natur. Aus dem Vorrat an Überzeugungen und Vorstellungen, den es in seinem ungeordneten kollektiven Bewusstsein angelegt hat, holt es hervor, was es braucht, um eine Welt zu erklären, der nur selten zugestanden wird, größer als das Dorf zu sein. Hier leistet man sich eine eigene Geschichtsschreibung, und der Name Sovinjak wird ohne jegliche historische Rücksicht mit dem häufigen Vorkommen von Eulen bei uns erklärt. Eule heißt in den meisten slawischen Sprachen *sova*.

Und tatsächlich: Hier gibt es außergewöhnlich viele Eulen, und sie scheinen sich dicht an den Stämmen in den Kronen der großen Laubbäume wohl zu fühlen. Die Alten im Dorf sagen, das sei schon immer so gewesen oder zumindest so lange, wie sie zurückdenken könnten. Die Eulen gehören zum Dorf. Kaum ist die Dämmerung angebrochen, kann man sie schon hören, und das ist für die Geschichtsschreibung des Dorfes eine weit wichtigere Tatsache als die ausgestorbene und von niemandem je vernommene Sprache der Kelten. Dass das Dorf Sovinjak heißt, erhält auf diese Weise buchstäblich seine natürliche Erklärung. Unser Gastwirt Lino hat eine Standarte anfertigen lassen, die bei allen Prozessionen

hier im Dorf vorweg getragen wird, sei es bei Erntefesten oder zur Karnevalszeit, allerdings führen die meisten von der Kirche zum Friedhof und vom Friedhof wieder zurück zur Kirche. Auf diese Standarte ist der Name des Dorfes gestickt, auf Italienisch (Sovignacco) und auch auf Keltisch (Sovinjak), was sowohl die kroatische als auch die slowenische Sprache übernommen haben.

Mitten auf die Standarte ist eine große Eule gestickt.  
[...]

### III.

Das Dorf hat zwei Monumente. Oder sollen wir sagen: Denkmäler? Eins für die kommunistischen Partisanen aus dieser Gegend, die im Krieg gefallen sind oder ermordet wurden und von denen alle im Dorf etwas gehört haben, und eins für den großen Sohn des Dorfes, einen Komponisten, von dem niemand etwas gehört hat. Beide Monumente wurden vom Staat errichtet. Das Monument für die Partisanen vom jugoslawischen und das für den Komponisten vom kroatischen. Der kroatische Staat möchte eigentlich das vom jugoslawischen Staat errichtete Monument abreißen, aber das lässt das Dorf nicht zu, das seinerseits das vom kroatischen Staat errichtete abreißen möchte, was wiederum dieser nicht zulässt.

Slavko Zlatić (1910–1993) hat das Dorf früh verlassen. Niemand hier hat je seine Musik gehört. Dieser Komponist ist dem Dorf gleichgültig, er hat in Sovinjak weder Spuren noch Widerhall hinterlassen. Die Büste des Komponisten wurde unter einer der großen Kastanien aufgestellt, die entlang der nördlichen Kirchenmauer stehen, und in der linken Hand hält er eine Pflöge. Auch Tito hatte sich manchmal mit einer Pflöge abbilden lassen, aber in Titos Fall bedeutete die Pflöge nichts Besonderes, Tito konnte sich mit allem Möglichen in der Hand abbilden lassen, ohne dass sich irgendwelche Schlüsse daraus ziehen ließen, er war eben Tito. Slavko Zlatić war jedoch nur Slavko Zlatić, und eine Pflöge ist im Dorf ein verdächtiger Gegenstand, ähnlich wie ein Stift, Papier und manchmal eine Brille (als Büste unter der Kastanie trägt dieser Komponist eine Brille), besonders in der Hand von jemandem, von dem behauptet wird, er sei *einer von denen*, auch wenn sich keiner an ihn erinnert.

Gegenstände wie eine Brille gehören zu Intellektuellen und damit zur Stadt.

Diese Stadt oder der Staat versieht Sovinjak mit einer offiziell sanktionierten Geschichte. Das Dorf wehrt sich gegen diese Geschichte und tut, was es kann, um sie durch Mythen zu ersetzen. Darüber hinaus versucht der Staat die historischen Bauten des Dorfes zu schützen, die Pestkapelle aus dem frühen sechzehnten Jahrhundert und die Klosterruine. Die Kapelle wird jedoch permanent renoviert, und die Klosterruine nutzt das Dorf als Steinbruch; muss hier irgendetwas gebaut werden, bedient man sich der Steine der Ruine. Das erbost die Behörden. Diese Bauern stehlen und unterminieren mit ihren aus archäologisch wertvollen Steinen errichteten Hühnerställen die Geschichte der Nation. Elektrizität dagegen fasziniert das Dorf. Sie ist das Beste – für manche das einzig Wertvolle –, womit die Umwelt Sovinjak versehen hat. Es herrscht jedoch Uneinigkeit darüber, ob das Dorf die Elektrizität Mussolini oder Tito zu verdanken habe. Dieser Streit kann bisweilen in einem Handgemenge enden. Aber statt der Sache auf den Grund zu gehen, misshandelt und entstellt das Dorf seine wenigen elektrischen Fakten, bis sie sich in Form von Vermutungen, Lügengeschichten oder Fantasien jeweils als Mythos ins kollektive Gedächtnis des Dorfes einfügen lassen.

### IV.

Sovinjak liegt in Kroatien. Diese Zugehörigkeit ist nicht unproblematisch. Der Staat Kroatien wurde 1991 ausgerufen, und ziemlich bald danach war er international anerkannt. Sonderlich viel bedeutet dieser kroatische Staat dem Dorf allerdings nicht. Lange bevor die Kroaten ihren eigenen Staat erhielten, gehörte Sovinjak geraume Zeit zu Venedig (das es als Staat nicht mehr gibt), dann jahrhundertlang zum habsburgischen Österreich (das es als Staat nicht mehr gibt), danach zu Mussolinis Italien (das es als Staat nicht mehr gibt) und schließlich fast ein halbes Jahrhundert lang zu Titos Jugoslawien (das es als Staat nicht mehr gibt).

*Sic transit gloria mundi.*

Ein Staat ist sicherlich etwas, das man ernst nehmen, aber nichts, womit man rechnen muss. Er kommt und geht in unterschiedlicher Gestalt, seine Grenzen und seine Größe än-

dern sich, allein Istrien und das Dorf bleiben bestehen. Ein Staat – jeder Staat – ist hier wie ein Klacks Butter in einer heißen Bratpfanne, er flutscht umher und am Ende zerschmilzt er, plötzlich, oft von einem Tag auf den anderen.

Die kroatische Staatszugehörigkeit ist historisch gesehen die kürzeste und für das Dorf sicherlich die uninteressanteste. Die Bedeutung der kroatischen Staatsgewalt für das Dorf liegt vor allem in ihrer physischen Existenz an sich und in den Pflichten und wenigen Ansprüchen, die damit verbunden sind, nämlich dass sie Wehrpflichtige einberuft, Steuern erhebt sowie Telefon- und Stromleitungen für uns verlegt. Dann kommen die Telefon- und Stromrechnungen. Ansonsten bemerken wir sie kaum. Für die Identität des Dorfes und die Selbsteinschätzung der hiesigen Menschen ist sie fast nicht von Bedeutung. Nicht einmal während des Krieges in Bosnien, in der kroatischen Krajina oder während der ersten Zeit des neuen kroatischen Staates interessierte sich das Dorf für sie. Mit halbem Ohr hörte man, was der kroatische Präsident im Fernsehapparat des Wirtshauses zu sagen hatte, der nur eingeschaltet war, weil alle auf die Fußballergebnisse und das Wetter warteten. Auch der Wetterbericht hatte neue Karten bekommen, mit absolut leeren Landesteilen, wo es weniger als ein halbes Jahr zuvor noch geregnet oder geschneit oder wo sich gar die Sonne gezeigt hatte, Landesteilen, die jetzt ohne Wetter waren. Slowenien hatte noch recht viel Wetter, während sowohl Serbien als auch Montenegro nun völlig ohne waren.

Ein richtig jugoslawisches Wetter gab es nicht mehr. Der Meteorologe auf dem Bildschirm widmete sich ausschließlich dem neuen kroatischen. Er fuhr mit der Hand über die Wetterkarte, und obwohl er ihr den Rücken zukehrte, verirrte sich seine Hand kein einziges Mal über die Grenzen des neuen kroatischen Staates hinaus. Diese Hand, die über Regen und Sonnenschein entschied und deshalb das Dorf interessierte, gab sich mit den leeren Teilen der Karte gar nicht mehr ab. Die Finger des Meteorologen streiften sie nicht einmal, als hätte er Angst, sich zu besudeln, wenn er diese Leere berührte, die vor nicht allzu langer Zeit zur allen gemeinsamen Heimat gehört hatte, jetzt auf dem Bildschirm aber nicht mehr zu sehen war.

Mit der Präzision eines Automaten, blind und ohne sich umsehen zu müssen, bewegte der Meteorologe seine Hand über die Karte, und erst ein solcher Wetterbericht ließ das Dorf begreifen, dass man jetzt zu einem ganz neuen Staat gehörte.

Der kroatische Staat ahnte das und war erregt, weil er meinte, Istrien befreit zu haben, sodass die Menschen dort zum ersten Mal in der Geschichte das sein konnten, was sie immer schon waren, nämlich Kroaten. Im Dorf ist man sich dessen aber nicht so sicher. Man ist auch gar nicht sonderlich erpicht darauf, Kroate zu sein, ebenso wenig wie man darauf pocht, Italiener oder Slowene zu sein. Bei uns bezweifelt niemand, dass Dario Dario ist, dass alle die sind, die sie eben sind, aber lange bevor die Umwelt es entdeckte, wusste man in einem Dorf wie Sovinjak, dass so ein Ich aus vielen verschiedenen Ichs besteht, von dem ein jedes seine eigene Identität hat, ungefähr so, wie Geschwister eine Familie bleiben, ohne dass sie aufhören, sich zu zanken.

Vermutlich hat man das hier immer schon gewusst, da Istrien ein Grenzland ist, das andauernd von fremden Staaten und Völkern erobert und regiert wurde, sodass seine Existenz weit mehr mit Anpassung als mit trotziger Verteidigung von Blut, Sprache oder Religion zu tun hat. Hier einen Staat ernst nehmen heißt in erster Linie sich gegen ihn schützen.

Würde ich meine Nachbarn fragen, was sie sind, antworteten sie wahrscheinlich, sie seien Kroaten. Aber, aufrichtig gesagt, aus opportunistischen, nicht aus patriotischen Gründen. Die Frage, was oder wer wir sind, stellt ja fast immer jemand anders, nicht wir selbst, und die Erfahrung hat die Bewohner meines Dorfes gelehrt, dass man nie vorsichtig genug sein kann. Denn auch die Antwort auf die Frage nach der Identität bestimmt jemand anders als wir selbst, und zwar fast immer dieselbe fremde Person, die die Frage gestellt hat. Die beste Antwort, die wir dem Frager deshalb geben können, ist genau das, was er hören möchte. Seit Sommer 1991 bringt es einen klaren Vorteil, mit »Kroate« zu antworten, wenn man gefragt wird.

Also tut man es.

Eine solche Antwort besagt jedoch noch weniger als die kroatische Fahne, mit der an Nationalfeiertagen im Dorf geflaggt wird. Hinterher in der Dorfwirtschaft unterhalten sich die Einwohner Sovinjaks miteinander genauso viel auf Italienisch wie auf Kroatisch, wobei ein gebildeter Italiener aus Rom oder Florenz dieses Italienisch nur schwer verstehen und wahrscheinlich als primitiv erachten würde. Das kümmert das Dorf aber nicht. Diese

Italienisch sprechenden Kroaten oder kroatisierten Italiener würden nicht einmal davor zurückschrecken, sich trotz ihrer kroatischen Namen und Identitätspapiere als waschechte Italiener zu bezeichnen, wenn der italienische Staat aus irgendeinem historischen Zufall in diesen Teil Istriens zurückkehrte. Alle im Dorf waren schon mal in Triest, viele in Venedig, aber fast niemand in Zagreb. Das Meer ist nicht weiter entfernt, als dass das Dorf in den vergangenen hundertfünfzig Jahren mehr mit New York, Sydney oder Valparaiso denn mit Wien zu tun hatte.

Während meiner ersten Zeit im Dorf versuchte ich auf eigene Faust herauszufinden, was meine Nachbarn eigentlich waren. Kroaten? Italiener? Womöglich Slowenen? Oder Jugoslawen? Die Nationalität ist für das Dorf jedoch nichts weiter als eine Frage der Überlebensstrategie. In Sovinjak ist man es gewohnt, je nach den Umständen die Nation zu wechseln, ungefähr so, wie man ein schmutziges Hemd auszieht, um es gegen ein sauberes zu wechseln. Frage ich Carletto oder Toni nach ihrer Herkunft, bekomme ich zur Antwort, sie seien von hier, eine Definition, die weder mit dem richtigen Blut, Glauben oder einem besonderen Staat zu tun hat, sondern allein mit Sovinjak. Es hat nicht sonderlich lange gedauert, bis mir klar war, dass ich von ihnen keine Hilfe zu erwarten hatte. Nicht, wenn es um sie selber ging; das Misstrauen gegenüber einer Umwelt, die sie im Verdacht haben, sie wolle sie in eine neue eindeutige, einer Armeuniform oder Steuerkarte angepasste Formel zwingen, sitzt viel zu tief. Und es hat mich geschmerzt zu entdecken, dass auch ich eher zu dieser Umwelt als zum Dorf gerechnet wurde.

Sprache und Nationalität scheinen für das Leben im Dorf keine Rolle zu spielen, geschweige denn Religion. Nicht einmal Geografie. Wenn ich Dario oder Tonko frage, wo wir uns befinden, in Italien, Kroatien oder Slowenien, kann ich sicher sein, dass sie antworten: »In Istrien.« Jeder Versuch, etwas festzuhalten, zu präzisieren oder festzunageln, wird – vermutlich weit mehr bewusst als instinktiv – als Falle betrachtet.

Die Erfahrung hat die Menschen hier gelehrt, dass auf die Umwelt kein Verlass ist. Für das Dorf hält sie nur Unannehmlichkeiten bereit. Plötzlich tauchen fremde Offiziere auf, um die jungen Männer des Dorfes zur Armee zu holen; sie sind dann jahrelang fort, und manchmal kommen sie nicht einmal wieder. Eine Katastrophe! Oder es tauchen Steuereintreiber auf, fremde Leute, die Geld verlangen oder die letzten Vorräte in Beschlag nehmen, und das, was sie aus dem Dorf fortschaffen, wird, wie man weiß, nie zurückkommen. Oder es tauchen Gendarmen auf, vielleicht nicht mehr wie zu Kaiser Franz Josephs Zeiten mit Backenbart, aber nach wie vor mit Handschellen und mit der Absicht, jemanden zu verhaften und einzusperren, und nicht einmal so ein armer Teufel kann sicher sein, wieder ins Dorf heimkehren zu können. Eine weitere Katastrophe. In Sovinjak wird übrigens vor allem der Gendarm gehasst, möglicherweise deshalb, weil er hier mehr zu tun hat als an anderen Orten in dieser Gegend.

[...]

Wer zum Dorf gehört und wer nicht, wird dem Uneingeweihten erst vom Tod offenbart. Hierher gehört, wer auf unserem Friedhof begraben wird. Weil ich mich schnell davon überzeugt hatte, dass die Dörfler alles oder das meiste, was mir und ihnen wichtig ist, verbergen, setzte ich meine Hoffnung auf den Friedhof von Sovinjak. Ich bildete mir ein, die Grabinschriften würden mir mitteilen, wer meine Nachbarn sind (oder waren), sodass ich, wenn ich es herausgefunden hätte, weitere Schlüsse über sie ziehen könnte, auf jeden Fall aber eine bessere Grundlage für meine eigene Existenz im Dorf hätte. Dem Friedhof nach zu urteilen dominierten im Dorf jahrhundertlang sechs oder sieben Familien. Zunächst schienen die Grabsteine eine klare Auskunft zu geben: kroatische Familiennamen wie Vitolović oder Flego, italienische wie Bartoli oder del Bianco, aber auch einige deutsch-österreichische wie Maier oder German.

Alles schien seine Ordnung zu haben.

Aber aufgepasst!

Plötzlich stand da auf einem kroatischen Familiengrab ein italienischer Name. Oder umgekehrt. Aus einem Bartoli war mit einem Mal ein Bartolić geworden, aus einem Vitolo oder Vitolovich ein Vitolović. Mitunter vollzogen sich diese Metamorphosen auf ein und demselben Stein sehr rasch, etwa wenn ein italienischer Sohn seinem toten Vater einen kroatischen Namen gegeben hatte oder ein kroatischer Name in der nächsten Generation italienisch geworden war. Bei all dem ließ sich jedoch kein Muster erahnen, nichts, was mit Vernunft, politischen Konjunkturen oder Einheiraten hätte erklärt werden können. Ich war aber ge-

rade auf eine Erklärung aus, und die einzig mögliche konnte nur sein, dass diejenigen, die hier begraben lagen, viele Male ein Gefühl oder etwas noch Flüchtigeres als ein Gefühl ihre Identität haben bestimmen lassen müssen, bevor sie aus dem Leben schieden. Dass das Familiengrab einen italienischen oder einen slawischen Familiennamen trug, war bedeutungslos. Denn keine derartige Identität ließ sich im Vorhinein diktieren, keine vorgegebene ethnische oder kulturelle Identität war hier so stark, dass sie sich nicht mühelos durch eine andere hätte ersetzen lassen. So musste es sein. Und ich glaubte noch mehr entdeckt zu haben, nämlich dass die verschiedenen Identitäten in einem solchen Leben die Plätze tauschen konnten, ungefähr so wie Karten, wenn man sie mischt, dass man sich aber auf dem Friedhof zum ersten Mal zu einer einzigen davon bekeimen musste, freiwillig, als einem letzten Willen, der in dem Moment ausgesprochen wird, in dem man die Welt außerhalb Sovinjaks mit ihrem Staat und seinen Repräsentanten nicht mehr zu fürchten braucht.

Erst auf dem Totenbett bekannten sich diese Menschen zu derjenigen ihrer vielen Identitäten, die ihnen doch am nächsten gewesen sein musste.

Bald aber zweifelte ich auch an dieser Erklärung. Vielleicht war der Preis, der für so viele verschiedene Identitäten zu bezahlen war, genau der, dass man sich der Gefahr aussetzte, in den Händen von jemand anders zu sein. Vielleicht bestimmten ja nun die Familienmitglieder, die am Totenbett gewacht hatten, was in den Stein gemeißelt wurde, Verwandte, die der letzte Wille des Verstorbenen überhaupt nicht interessierte, sondern die nur ihren schnöden Nutzen und Selbsterhaltungstrieb vor Augen hatten.

[...]

## V.

[...]

Das Dorf kennt zwar das Sprichwort vom Spatz in der Hand, das da im Schwedischen heißt: *Besser ein Vogel in der Hand als zehn im Wald (bolje vrabac u mci nego golub na grani; meglio un uovo oggi che una gallina domani)*, kann es aber nicht auf Wirtschaftliches anwenden, nicht als Metapher benutzen. Es dauerte lange, bis ich begriffen habe, dass das, was ich als Bild auffasste, für die Dorfbewohner eine ganz konkrete Aussage über die Natur war, deren Grad an Vernunft und Glaubwürdigkeit an Begriffen wie »Vogel«, »Wald« oder »Hand« gemessen wurde. Die kroatische Variante des Sprichworts hielt das Dorf für besser als meine schwedische, ist ein Spatz in der Hand doch unbestreitbar besser als eine Taube auf einem Ast. Im Schwedischen wird dagegen nur allgemein von einem Vogel und vom Wald gesprochen, statt von einem bestimmten Vogel und einem Ast, sodass die Dorfbewohner lange darüber diskutierten, um welchen Vogel und welche Art Wald es sich dabei handeln mochte, ohne zu einem Ergebnis zu kommen. Dieses Streben nach Präzision wird hier nur auf die Natur angewandt, weshalb die italienische Variante des Sprichworts als den anderen überlegen erachtet wurde, denn dass ein Ei heute besser ist als eine Henne morgen, die zudem noch kein einziges Ei gelegt hat (zumindest wissen wir nichts davon), versteht schließlich jedes Kind. Selbst der metaphorische Sprung vom Ei zur Henne bereitete keinerlei Schwierigkeiten.

Die italienische Variante wurde auch deshalb geschätzt, weil sie ohne Hand auskam. Diese Hand im Schwedischen und im Kroatischen behagte dem Dorf nicht. Einigen war sie völlig unverständlich. Man hält nur selten einen Vogel in der Hand, zumindest setzt sich kein Vogel gern in eine Hand, solange sie nicht voller Samen und der Vogel keine Taube ist. Aber die Taube saß ja bereits auf dem Ast. Und sagte ich, dass wir über ein Gleichnis sprächen, dass die Hand etwas anderes bedeute als eine Hand, wurde das als Gaunerei aufgefasst, als eben diese Verschlagenheit, die zur Stadt gehört, wo ja nicht nur Tiere und die Natur, sondern auch ein Mensch zu etwas ganz anderem werden kann, als er in Wirklichkeit ist.

[...]

## VIII.

Mit meinem Namen werde ich nie zum Dorf gezählt werden. Ich kann höchstens hoffen, toleriert zu werden oder gar willkommen zu sein, aber ich gehöre nicht hierher. In dem Verzeichnis, das der Friedhof seit ein paar Hundert Jahren über die Einwohner des Dorfes führt, steht mein Name nicht geschrieben, und für neue Gräber gibt es keinen Platz, außer



in der linken Ecke für Säuglinge, die gestorben sind, ehe sie getauft werden konnten. Der Friedhof ist das aufgeschlagene Journal, in dem alle Toten des Dorfes verzeichnet sind, zwischen den Zeilen oder mit unsichtbarer Tinte auch die italienischen Familien, die jetzt vielleicht in Triest sind. Denn zu einem Dorf wie Sovinjak werden auch diejenigen gezählt, die von hier stammen, selbst wenn sie nicht mehr hier wohnen oder sich jahrzehntelang nicht im Dorf haben sehen lassen. Man merkt sie sich genau, weil das Dorf ohne diejenigen, die laut Friedhof immer hier gelebt haben, nicht vollständig wäre, auch wenn sie geflohen sind oder von Titos Partisanen gegen Kriegsende und in den Jahren danach vertrieben wurden.

Sie galten als Faschisten, und fast alle Faschisten galten als Italiener. Nichts davon stimmt mit den wirklichen Verhältnissen sonderlich gut überein. Diejenigen, die aus dem Dorf flohen oder verjagt wurden, waren alle möglichen Leute und nur ganz selten Faschisten (eines Schinkens oder einer Briefmarke wegen konnte man damals schon als Faschist angeprangert werden). Außerdem waren sie nicht mehr und nicht weniger Italiener, als dass sie oft genauso gut als Kroaten oder Slowenen hätten durchgehen können, aber aus weiß Gott was für sentimental oder opportunistischen Gründen haben sie die historische Fehlkalkulation angestellt, auf ihre italienische statt auf ihre slawische Identität zu setzen. Diese verschiedenen Identitäten wurden in ein und demselben Leben, vor allem in unruhigen Zeiten, so oft und willkürlich gewechselt, dass es nicht wahrscheinlich war, eine davon könnte für immer mit einer Person verwachsen; hier hatten alle mehrere Identitäten gleichzeitig und waren in jeder davon zuhause. Aber genau diese Unwahrscheinlichkeit sollte eintreten. Als Italiener wurde man gezwungen zu gehen, als Kroat oder Slowene konnte man bleiben; um wie gewohnt in aller Ruhe zu wechseln, war es schon viel zu spät.

Wer floh oder verjagt wurde, blieb auf der italienischen Seite oft in der Nähe der Grenze, als ob er sich mit seinem Verlust nicht abfinden wollte. Doch jede Grenze ist gefährlich. Sie lässt das Herz des Menschen verdorren und kann seine gesamte Existenz zerstören, als wäre sie ein klebriger Fliegenfänger, der jedes Opfer mit seiner bitteren Süße langsam vergiftet. Zuvor aber beraubt die Grenze den Flüchtling seiner anderen Identitäten. Als Flüchtling wird er zu dem Italiener, der er vorher nur war, wenn er nicht gerade Kroat oder Slowene war. Er sperrt sich in diese eine Identität ein, eine Zuchthausstrafe bei Mythos und Blut statt Brot und Wasser. Und als Nationalist beginnt der Flüchtling seine anderen Ichs zu hassen, er verdrängt und bekämpft sie.

Seinen Ursprung hat das alles in der Furcht. Diese Menschen sind genau deshalb gegangen, weil sie Titos Partisanen fürchteten, die sie nicht kannten und vice versa, Menschen von irgendwelchen Orten, von denen man im Dorf noch nie etwas gehört hatte und wo man andererseits nie etwas von Sovinjak gehört hatte, unrasierte, magere Menschen, halsstarrig von ihrem Recht und ihrer historischen Mission überzeugt, gewohnt, totzuschlagen oder totgeschlagen zu werden; von solchen Menschen konnte man nicht wissen, ob sie die Zeit hatten oder überhaupt daran interessiert waren, im Einzelnen herauszufinden, wer im Dorf im Krieg was getan hatte und warum. Oft genug wusste ja nicht einmal das Dorf selbst Bescheid.

Auf der Flucht vor diesen Partisanen landeten also viele aus dem Dorf in Italien, wo sie zu den Italienern wurden, die sie vorher nicht waren. Viele von ihnen sind jetzt tot. Viele starben verbittert, aber Sovinjak zählt sie alle nach wie vor mit, und es kommt vor, dass an Wochenenden ihre Kinder ins Dorf auftauchen, um das Familiengrab zu pflegen oder das alte, nach dem Krieg vom jugoslawischen Staat konfiszierte oder nationalisierte Haus der Familie von außen zu betrachten. In dem Haus wohnt jetzt jemand anders, wenn es nicht schon so lange leer steht, dass es kein Haus mehr ist, sondern eine Ruine.

Was geht bei so einem Sonntagsspaziergang durchs Dorf im Kopf des Besuchers vor? Vielleicht denkt er an das historische Unrecht, das ihm und seiner Familie zuteil geworden war, vielleicht daran, dass es sich in Italien doch besser lebt als in Kroatien. Oder der Besucher ist eifersüchtig auf unsere sehr viel großartigere Aussicht als die von einem Mietshausbalkon in Triest. Oder er ärgert sich darüber, dass das Haus in der verkehrten Farbe gestrichen, der Garten umgegraben oder eine Mauer abgerissen wurde.

An einem warmen Augusttag stand auch einmal jemand vor unserem Haus, eine ältere Dame, die sich auf einen Stock stützte. Sie besah sich das Haus so lange, dass ich schließlich hinausging und fragte, ob sie jemanden suche. Könne ich ihr behilflich sein? Die alte Dame war den langen Weg von Ulcinj in Montenegro angereist, und es stellte sich heraus, dass das Haus, unser Haus, einmal ihr Haus gewesen war.

Mit leisem Unbehagen lud ich sie zu einer Tasse Kaffee ein. Widerstrebend und ohne dieses Unbehagen loszuwerden führte ich sie durchs Haus. Ich hatte den Eindruck, dass sie es gar nicht so sehr interessierte, sondern mehr die eine oder andere Erinnerung oder eine Stimmung, in die es sie versetzte. Die Erinnerung kann sie in sich getragen, die Stimmung sie vor Ort überrascht haben. Ich wollte sie aber nicht danach fragen, schließlich war das ihre Privatsache, und hier verlief eine andere Art von Grenze, die nicht überschritten werden durfte. Hinterher saßen wir zusammen im Garten. Die alte Dame erklärte sich zufrieden mit dem, was sie gesehen hatte, und sagte – möglicherweise um mein Unbehagen zu zerstreuen, das sie geahnt haben mochte –, in ihrem Alter sei man mit ganz anderen Dingen beschäftigt, als Besitztümern und Gegenständen nachzutrauern, die man einmal verloren habe. Vielleicht sagte sie es aus reiner Höflichkeit. Aber auch als Höflichkeit schätzte ich ihre Worte.

Ebenso wenig fragte ich danach, wie sie das Haus verloren hatte. Ich war dankbar, dass sie es als verloren und nicht als gestohlen bezeichnete. Nicht einen Augenblick lang stellte ich mir vor, dass sie es aus freien Stücken in einer ganz normalen Transaktion verkauft haben könnte. Dann gab ich der alten Dame Feigen und Zwetschgen aus dem Garten, und sie erzählte mir, wer die Bäume, von denen ich die Früchte pflückte, gepflanzt hatte und wann das gewesen war.

Nachdem sie sich bedankt und uns verlassen hatte, warf ich noch einmal einen Blick auf die Bäume: Die Feigenbäume mussten zum Herbst tatsächlich beschnitten werden. Die alte Dame hatte äußerst taktvoll darauf hingewiesen, und sie hatte wirklich Recht. Und dann dachte ich daran, wie viele Europäer im zwanzigsten Jahrhundert ähnliche Erfahrungen wie die alte Dame gemacht haben, ohne irgendwann zu einem Haus zurückkehren zu können, Millionen und Abermillionen in dem breiten Korridor quer durch den Kontinent – von Karelien, dem Baltikum und Ostpreußen (usw., usf.) im Norden über Wolynien, Podolien, Galizien, Schlesien und Böhmen (usw., usf.) bis hinunter nach Dalmatien, Istrien und Sovinjak –, und wie wenig es im Hinblick auf eine derartige europäische Geschichte gibt, was wir wirklich besitzen und unser Eigen nennen können.

*Aus dem Schwedischen von Hedwig M. Binder*

**Richard Swartz** (geb. 1945) lebt in Stockholm, Wien und Sovinjak (Istrien). Nach seiner langjährigen Tätigkeit als Osteuropa-Korrespondent des *Svenska Dagbladet* wurde er mit seinem Buch *Room Stories. Geschichten aus Europas Nahem Osten* international bekannt. In deutscher Sprache erschienen zuletzt: *Ein Haus in Istrien* (2001), *Adreßbuch* (2005) und *Über den Rand hinaus* (2006).  
Kontakt: Richard.Swartz@svd.se.